

Renate Mayntz

Vom Dorf zur Weltgesellschaft

Ein Gespräch mit Georg Vobruba

Georg Vobruba: Frau Mayntz, wie wichtig sind Grenzen zwischen Disziplinen?

Renate Mayntz: Das kommt darauf an, ob Sie das kognitiv meinen oder ob Sie es in Bezug auf die Wirkung für Karrieren, Institutionalisierung usw. meinen.

G.V.: Vielleicht können wir das der Reihe nach durchgehen. Erst mal kognitiv.

R.M.: Kognitiv, glaube ich, sind die Grenzen zwischen bestimmten Disziplinen, also zwischen thematisch benachbarten Wissensbereichen, in allen Wissenschaften eher willkürlich gezogen, und sie befinden sich in permanenter Änderung. Wenn Sie sich eine Wissenschaft alleine von ihren Inhalten her als ein kognitives System vorstellen, ein System aus Ideen, Thesen, Theorien, Fakten usw., dann ist dies ja in permanenter Veränderung, und es würde ausgesprochen schwer fallen, objektive Kriterien zu finden, die es erlauben, Teilbereiche sinnvoll, wirklich sinnvoll scharf abzugrenzen. Ich glaube, das ist in den meisten Disziplinen kaum möglich. Das dauernde Aufkommen von neuen *special fields* zeigt ja auch, dass diese kognitiven Strukturen immer im Fluss sind.

G.V.: Nun muss man doch wohl unterscheiden zwischen der Wichtigkeit von konkreten Grenzziehungen und der Existenz von Abgrenzungen einer Disziplin generell, wie auch immer sie genau aussehen mag. Ich stimme zu, dass man genaue Grenzziehungen nicht machen kann, obwohl es dauernd versucht wird ...

R.M.: ... ja, ich glaube, die Abgrenzung findet in dem Augenblick statt, in dem man für einen bestimmten Teilbereich einen neuen Namen erfindet. Und das nennt man dann X, Soziologie, Radioastronomie oder was auch immer. Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt hat es keine „Radioastronomie“ gegeben; von einem bestimmten Punkt an gab es dann „Radioastronomie“.

G.V.: Das ist nun erst mal aus der Sicht der beteiligten Akteure schlicht ein Verkaufsargument, also das Kreieren einer Marke, aber ...

R.M.: ... das glaube ich nicht mal. Ich meine, es wirkt zwar in der Tat so. Es wirkt so, aber zunächst hat das mit Identität zu tun.

G.V.: Das wollte ich gerade sagen: ... aber es ist natürlich konstitutiv für die Identität des Fachs und derer, die darin arbeiten ...

R.M.: ... des sich herausbildenden Faches! Die Entwicklung von *special fields*, die sich sukzessive herausbilden, ist ja gut untersucht worden. Es geschieht schrittweise: erst gibt es das Feld gar nicht, z.B. Molekularbiologie; irgendwann gibt es dann Forschungen, die man post-hoc als etwas Neues erkennt, das auch einen neuen Namen verdient. Dann nennt man das Molekularbiologie. Und eines Tages wird es so institutionalisiert, dass es sogar ein Teilbereich ist, den man im Studium wählen kann.

G.V.: Also, dass sich eine Disziplin ihre eigene Genese konstruiert, ist ja Identitätsmanagement. Das ist nicht nur in den Wissenschaftsdisziplinen so, dass man seine Identität kollektiv und individuell sucht über ihre Entstehung. Was auffällt, gerade in einer Langzeitperspektive, ist: es werden ja immer mehr Disziplinen, also die Grenzziehungen werden mehr. Gibt es eigentlich markante Merkmale einer Entdifferenzierung in irgendwelchen Wissenschaftsbereichen?

R.M.: Nein. Ich glaube, das, was wirklich dominiert, ist die Differenzierung, aber es ist eine interne Differenzierung. Und mit dieser internen Differenzierung scheinen die scharfen Grenzen zwischen vorher stark abgegrenzten Disziplinen flüssiger zu werden. Insofern vielleicht auch Entdifferenzierung.

G.V.: Insofern, als sich dann auf der Basis einer gelungenen Identitätsbildung ...

R.M.: ... Teilbereiche bilden, die sozusagen quer stehen zu einer bisher existierenden Grenze, etwa zwischen Chemie und Biologie oder zwischen Chemie und Physik oder zwischen Optik und Astronomie ...

G.V.: ... oder zwischen Soziologie und Politikwissenschaft?

R.M.: Oder zwischen Soziologie und Politikwissenschaft. Dann heißt so etwas Politische Soziologie.

G.V.: Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialwissenschaften oder Gesellschaftswissenschaften: wie verhält sich das eigentlich zueinander?

R.M.: Man muss das, glaube ich, als strikter Nominalist betrachten und nicht als Realist, dass man aus dem Begriff ableitet, was es sein soll. Es sind Worte, die benutzt werden, um bestimmte Bereiche zu bezeichnen. Also: Der Begriff Sozialwissenschaften wird vor allem benutzt, um Soziologie und Politikwissenschaft zusammen zu bezeichnen. Gesellschaftswissenschaft, habe ich gelernt, war eigentlich ein DDR-Begriff für Sozialwissenschaft. Jedenfalls ist er da viel benutzt worden, anders als hier. Nun: bei der Benennung dieses Instituts (des MPIfG) habe ich ihn auch benutzt, im Sinne von *Gesellschaftsforschung*. Als es darum ging einen Namen für das Kind zu finden, musste man vermeiden, Begehrlichkeiten in anderen Disziplinen zu wecken. Das hätte passieren können, wenn man da den Begriff „Institution“ benutzt hätte, was von der Sache her in Ordnung gewesen wäre. Aber dann hätten mindestens zwei Disziplinen *außer* Soziologie und Politikwissenschaft kommen und sagen können: wieso? Institutionen? Das machen wir auch! Wir wollen einen der Direktorenposten besetzen! Deshalb sagte ich, okay, nehmen wir einen Begriff, der zwar bei uns nicht ganz

so geläufig ist, der aber ganz eindeutig auf Soziologie und Politikwissenschaft zielt.

G.V.: Das waren also letztlich Praktikabilitätsüberlegungen?

R.M.: In diesem Fall eindeutig. Und außerdem wurde mit dem Namen angezeigt, dass es eher um den Makrobereich als um den Mikrobereich geht. Daher „Gesellschaft“.

G.V.: Diese Praktikabilitätsüberlegungen sagen aber auch etwas aus über die Positionierung einer Disziplin in der Gesellschaft, in der Politik. Ein relativ gut verbürgtes Beispiel dafür ist, dass Soziologen, die aus irgendeinem Grund in Washington mit öffentlichen Stellen zu tun haben, empfohlen wird, sich nicht als *sociologists*, sondern als *social scientists* vorzustellen. Das scheint einen Grund zu haben.

R.M.: Ich finde das sehr einleuchtend und ich habe es selber gespürt und auch praktiziert. Ich habe mich jahrelang nicht als Soziologen bezeichnet, sondern als Sozialwissenschaftler. Und seit meine Themen völlig andere geworden sind, als Politikwissenschaftler. Wenn mich jemand fragt, was ich bin, dann sag ich heute *das*. Ganz am Anfang habe ich mich als Soziologin identifiziert. Aber dann bekam dieser Begriff in der Außenwahrnehmung einen Inhalt, mit dem ich mich nicht identifizieren mochte. Das war die Zeit, als gesagt wurde, die Soziologen sind alle linke Grüne, die nur die Gesellschaft verbessern wollen, das ist mehr Ideologie als Wissenschaft. Damit wollte ich mich nicht identifizieren lassen.

G.V.: Können Sie diesen Wandel in Ihrem professionellen Selbstverständnis etwas genauer erklären?

R.M.: Das hängt ganz einfach mit den Themen zusammen, mit denen ich mich beschäftigt habe. Das erste war eine Dorfstudie. Damals gehörten solche Gemeindestudien zur Soziologie. Das *war* Soziologie. Ich war ja promoviert in diesem Fach, es gab also kein Problem. Das nächste größere Thema war soziale Schichtung, eigentlich auch ein zentral soziologisches Thema. Dann kam ich aber auf Parteien, machte eine Partei-Untersuchung – das war dann schon politische Soziologie. Und dann kam ich über Organisationen allgemein zur öffentlichen Verwaltung. In der Zeit habe ich häufig gesagt, ich bin Verwaltungswissenschaftler, weil das schon nicht mehr nur Soziologie war; da kam ziemlich viel Jura mit rein. Das ging dann über zu Fragen der Organisation von Politikentwicklung und von da zur Implementationsforschung. Politikentwicklung und Implementation politischer Programme ist schon nicht mehr ein typisch soziologisches Thema, aber zu diesem Thema kam ich eigentlich in ziemlich logischer Verfolgung einzelner Themen. Ich bin nie lange genug bei einem Thema geblieben, um Spezialist zu werden. Aber wie dem auch sei, schließlich war ich bei der Theorie politischer Steuerung angelangt.

G.V.: Aber was haben Sie denn verfolgt? Wenn Sie sagen, Sie haben da kontinuierlich was verfolgt, nicht das Thema – aber Sie haben was verfolgt. Irgendein Meta-Interesse. Sie rekurren doch auf irgendeine Art von rotem Faden ...

R.M.: Ich meine eine Art kognitiver Evolution. Wenn Sie das etwa in dem eher begrenzten Bereich der politischen Steuerung verfolgen, da haben sich meine Themen auch geändert. Das fing vor circa 30 Jahren mit Politikentwicklung an. Das war noch ganz organisationssoziologisch: wie wird Politikentwicklung organisiert? Wie hängt der Politikentwicklungsprozess mit der Organisationsform der Ministerien usw. zusammen? Von da kommt man dann ziemlich logisch zur Implementationsforschung: wenn eine Politik entwickelt ist, muss sie ja vollzogen werden. Das ist eigentlich schon fast Politikwissenschaft. Dann kommen Sie von da aus zum nächsten Thema – und das ist nun definitiv Politikwissenschaft: Sie beobachten in der Implementationsforschung, dass „*the field talks back*“, also den Zusammenhang von Politikerfolg oder *outcome* mit der Struktur und mit dem, was im Feld geschieht. Von da aus kommen Sie zum Thema „der kooperative Staat“, „Selbstregelung“, „geregelter Selbstregelung“ – und jetzt sind Sie voll drin in dem, was man halt Politikwissenschaft nennt. Dann gucken Sie sich das in einzelnen Gebieten an, weil Sie sagen, das ist jetzt alles noch viel zu allgemein, das variiert aber zwischen Gebieten. Und damit sind Sie zum Beispiel bei der Gesundheitspolitik, bei der Wissenschaftspolitik – also bei Policy-Studien. Was sagen Sie dann? Sie sagen: Ich mache Politikwissenschaft. Das war im Grunde genommen eine ganz logische Entwicklung, bei der eine Frage zur nächsten führte. Die Ergebnisse, die Antwort auf eine Frage führten zur nächsten Frage. Und jetzt geht es bei mir eben so weiter, dass ich mir Vorgänge auf der transnationalen Ebene ansehe.

G.V.: Wenn ich Ihnen so zuhöre, kann ich zwei Logiken hineinlegen: die eine ist gewissermaßen wissenschafts- und denkintern ...

R.M.: Richtig!

G.V.: ... und die bedeutet, ganz grob gesagt: man beginnt mit einem Phänomen, das interessiert einen eben. Und Dorfstudien waren damals sehr angesagt. Und man kommt im Zuge des Warum-Fragens auf die Relevanz der Rahmenbedingungen. Und wenn man immer wieder Warum fragt und immer wieder auf die Rahmenbedingungen des jeweiligen Forschungsgegenstands verwiesen wird ...

R.M.: Es sind nicht nur Rahmenbedingungen, nein, das stimmt nicht. Die kognitive Dynamik ist ein bisschen anders. Sie untersuchen einen Bereich, einen Gegenstand, haben ein ganz bestimmtes analytisches Raster, merken aber an einem bestimmten Punkt, jetzt geht der Realprozess weiter, was kommt also dann? Nach der Politikentwicklung müssen Sie ja doch fragen: und was geschieht jetzt mit dem Gesetz usw.? Das ist aber keine Rahmenbedingung.

G.V.: Ja, das ist richtig. Der zweite rote Faden ist, dass man Kind seiner Zeit ist und mit dem Realprozess mitforscht. Sie können den Staat heute nicht mehr so beforschen wie 1985. Einfach, weil der Staat nicht mehr mitmacht.

R.M.: Richtig. Es ist immer diese Doppeldynamik. Unser Denken hat sich geändert, aber der Gegenstand hat sich gleichzeitig geändert. Manchmal ändert sich unser Denken und wir nehmen etwas wahr, was schon längst da ist. Manchmal aber stoßen wir auf etwas, was sich wirklich gerade erst entwickelt, und das ändert unser Denken. Die Beziehung, die Sequenz, was kommt zuerst, das Ändern des Denkens oder die Veränderung der Realität, das ist variabel.

G.V.: Es wirkt retrospektiv ja vieles glatt. Das stimmt natürlich überhaupt nicht in der Glätte, mit der es so rüberkommt. Aber es hat was. Und Sie haben Recht: das ist nicht nur eine individuelle Forschungsbiographie, sondern so ging die Sozialforschung in den letzten Jahrzehnten. Sie sagten vorhin: „Ganz am Anfang habe ich mich als Soziologin identifiziert.“ Das heißt möglicherweise auch, bevor Sie in der Lage waren, Ihr Wissensgebiet wirklich selbst zu definieren. Anders gesagt: Leute, die auf der Suche nach einer Stelle sind, müssen Fächergrenzen ganz anders hinnehmen als zum Beispiel Direktorinnen von Max-Planck-Instituten.

R.M.: Das ist vollkommen richtig und etwas, das ich bei unseren Wissenschaftlern hier am Institut immer wieder erlebe. Wenn man ihnen ein spannendes Thema vorschlägt, dann sagen sie, ja, aber das ist nicht eindeutig – sagen wir – politische Wissenschaft, und ich will doch eine Stelle haben. Ich will bitte ein Thema haben, das wirklich eindeutig identifizierbar politische Wissenschaft ist. Das, was Sie mir vorschlagen, finde ich hochinteressant, aber leider, leider falle ich damit vielleicht zwischen zwei Stühle.

G.V.: Wir hatten in der SOZIOLOGIE eine kurze Debatte, in der jüngere Nachwuchsforscher die Grenze zwischen Soziologie und Politikwissenschaft, wie sie institutionell gezogen wird, eher beklagen. Das finde ich schon auch tragisch, weil das Fach sich über seine jungen Leute reproduziert, nicht über die Etablierten. Und wenn man die Jungen zwingt, Transdisziplinarität gleich erst mal gar nicht zu versuchen, das kann nicht gut sein.

R.M.: Ich meine, wir, die wir das sozusagen gar nicht mehr brauchen, gehen ja über die Grenzen dauernd hin und her ...

G.V.: ... uns kann man nicht zu viel zwingen, bekanntlich. Aber die Jungen kann man zwingen ...

R.M.: Rein biographisch gesehen war das bei mir anfangs nicht so. Ich wollte ja sowieso nicht an die Universität, ich wollte ja nur in die Forschung. Und da war mir vollkommen gleichgültig, wie man die nannte. Das erste Institut, an dem ich beschäftigt war, war auch kein Institut für Soziologie oder für Politikwissenschaft, sondern für Sozialforschung. Und da wollte ich rein. Danach kam dann die Definition der Inhalte. Und die haben sich im Laufe der Zeit geändert.

G.V.: Aber was sollen zum Beispiel junge Privatdozenten tun, um einerseits so forschen zu können, wie sie es für richtig halten, andererseits sich aber nicht zwischen alle Stühle zu setzen?

R.M.: Ja man muss ein bisschen Rollendistanz entwickeln. Das heißt, man muss einfach anerkennen, wie diese Auswahlprozesse laufen und sehen, dass man zuerst die Auswahl- oder Karrierevoraussetzungen erfüllt, um danach frei zu sein zu tun, was man für richtig hält. In der Zeit, in der ich angefangen habe, war das alles nicht so verfestigt wie heute. Die Freiheitsspielräume waren viel größer, das waren alles Fragen, über die ich mir nie Gedanken gemacht habe. Ich kam aus sachlichem Interesse zur Sozialwissenschaft; was ich studierte, hätte meinetwegen genauso gut Politikwissenschaft heißen können. Ich guckte mir das Lehrangebot an der FU an und sagte: na ja, geh ich mal zu Otto Stammer. Und das war dann eben vom Fach her Soziologie. Stammer machte politische Soziologie sehr stark. Ich glaube, der gilt als Politikwissenschaftler, aber er war an der WiSo-Fakultät, nicht am Otto-Suhr-Institut, wo die Politikwissenschaft residierte. Aber diese Grenzen haben für mich damals keine besondere Rolle gespielt, sie haben mich nicht aufgeregt, sie haben nichts strukturiert von dem, was ich tun wollte. Ich bin einfach über die Themenwahl dahin gekommen, wo ich hingegangen bin.

G.V.: Das war zu Ihrer Zeit sicher realistisch

R.M.: Das war zu meiner Zeit realistisch.

G.V.: Zu meiner Zeit war es bereits naiv, aber da hab ich wohl Glück gehabt. Und jetzt geht's gar nicht mehr.

R.M.: Jetzt geht's gar nicht mehr, richtig!

G.V.: Bleiben wir noch ein bisschen bei dem Verhältnis Soziologie – Politik. Es gibt viele – vor allem Soziologen –, die beobachten und auch die Beobachtung erzählen, dass die Politikwissenschaft in den letzten zehn, fünfzehn Jahren gegenüber der Soziologie an Wirksamkeit, an Reputation enorm aufgeholt hat, auch an Mitteln, die an Land gezogen werden. Erstens: Stimmt das mit Ihren Beobachtungen überein? Und zweitens: Wenn ja, woran könnte das liegen?

R.M.: Also objektive Indikatoren kenne ich nicht. Die gibt's sicher: Drittmittelquoten, Stellen usw. Das hat mich nie hinreichend interessiert, um da nachzusehen. Ich kann das nur subjektiv beurteilen. Für mich ist die Politikwissenschaft schon seit langer Zeit sehr viel interessanter als die Soziologie. Obwohl man mir immer wieder nachsagt, dass ich in der Politikwissenschaft wie ein Soziologe denke: „Das ist typisch soziologisch, dieses so rauszubringen“.

G.V.: Was wäre das? Was wäre typisch soziologisch?

R.M.: Bestimmte Fragen zum Beispiel im Bereich der Globalisierung. Wenn ich nach Strukturen frage oder auf Weltgesellschaftstheorien oder auch Luhmanns Begriffe zurückgreife. Wenn ich sage, jetzt möchte ich dieses doch mal gesell-

schaftstheoretisch in den Griff bekommen. Die *International Relations*-Leute fragen das nicht.

G.V.: Gerade die *International Relations*-Leute sind nun für eine zunehmende Dominanz der Politikwissenschaft kein gutes Beispiel, glaube ich. Im Gegenteil: seitdem die Sozialwissenschaften allgemein die Transnationalisierung entdeckt haben, gibt es von allen Seiten Versuche, in deren jahrzehntelang unangefochtene Domäne einzudringen und Globalisierung, Transnationalisierung und was auch immer zu machen. Ich glaube, die sind eher irritiert zur Zeit ...

R.M.: Sie haben sich intern schon völlig umdefiniert. Das Interessante ist doch, dass die klassischen *International Relations* von den jüngeren Vertretern des Faches in dieser Form heute gar nicht mehr vertreten werden. „*The label sticks*“, also das Etikett haftet ihnen immer noch an. Und Etiketten kann man auch so schnell nicht ändern. Aber was da drin ist? Wenn Sie sich mal ansehen, wie sich dieses Gebiet in den letzten dreißig Jahren langsam entwickelt hat, über Internationale Institutionen zu Internationalen Regimen, und dann kam schließlich Global Governance. Das sind alles Leute, die aus der Politikwissenschaft kommen, die das machen, aber wenn sie einen *chair* haben, heißt der natürlich immer noch *International Relations*.

G.V.: Als Faustregel habe ich mir zurecht gelegt, die Soziologisierung der verschiedenen Teilbereiche von Politikwissenschaft immer dann zu suchen, wenn in den Argumenten zumindest virtuell die individuelle Handlungsebene mitgeführt wird. Die klassischen *International Relations* haben ja als Akteure erst mal Staaten gehabt. Dann haben sie transnationale Organisationen dazu entdeckt – die haben ja auch erst eine eigenständige Bedeutung entwickelt; früher wurden sie ja nur als Agenten der Staaten und ihrer Interessen begriffen. Überall dort aber, wo das Verhältnis zwischen Staaten oder auch das Verhältnis und die Mechanik in dem Bereich der transnationalen Organisationen letztlich zurückgeführt werden kann auf das Agieren der Leute in diesen Institutionen, finde ich, haben sie sich soziologisiert.

R.M.: Aber in der Soziologie gibt es dazu wenig, ausgesprochen wenig. Wenn Sie in der Soziologie mal sehen, was da Gutes zu Globalisierung oder zur *Global Governance* gesagt wird, dann finden Sie so gut wie nichts.

G.V.: Fast nichts.

R.M.: Gut: fast nichts! Da geht es um *Cultural Convergence*, aber wenn Sie an Institutionen denken, an soziale Strukturen oder so, da sind die Soziologen nicht.

G.V.: Ich würde nur ungern der Soziologie auf diesem Feld die Rolle zuweisen, exklusiv die weichen Faktoren zu bearbeiten ...

R.M.: ... was heißt zuweisen? Die Frage ist, was nehmen sie? Womit beschäftigen sich Leute, die qua Venia oder eigener Bezeichnung Soziologen sind?

G.V.: Sagen wir so: Ich würde es nicht gerne sehen, wenn so getan wird, als müsste sich die Soziologie gerade darauf spezialisieren. Dazu ist auch keine Not! Man kann auch die Institutionendynamik national und transnational soziologisch unterfüttern, das heißt auf dem aufbauen, was individuelle Akteure in den Institutionen tun. Etwa in der Weltbank oder in der UNO oder in Regimen.

R.M.: Das kann man so sehen. Über internationale Organisationen zum Beispiel habe ich ja auch gearbeitet. Was mich da interessiert, sind Organisationsstrukturen, zum Beispiel typische Organisationsstrukturen und Organisationsidentitäten. Gut, jetzt können Sie sagen: Organisation, das war Organisationssoziologie, also ist das Soziologie. Hat aber nicht speziell mit Individuen zu tun.

G.V.: Zwei Aspekte fallen mir zu dem ein, was Sie soeben gesagt haben. Der eine ist: kann man korporative Akteure als irreduzible Handlungseinheiten handhaben? Dass man sie als Akteure einführen kann: ja! Aber als irreduzible? Und die eng damit zusammenhängende Frage ist die: hat eigentlich in Ihrer Arbeit, in Ihrer Perspektive die Unterscheidung von Mikro und Makro irgendwelchen Sinn? Diese beiden Fragen hängen zusammen.

R.M.: Ja, natürlich hängen die zusammen. Die Wirklichkeit ist natürlich eine mehrstufige. Die Organisationen bestehen de facto letztlich aus handelnden Individuen. Das ist alles, was wir haben. Max Weber! Ein „Staat“ besteht letztlich nur aus Individuen, die nach bestimmten Normen und Regeln usw. handeln und dabei ihre Interessen einbringen. Aber es wäre unsinnig, wenn Sie etwa in der Interaktion zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden oder in irgendeinem x-beliebigen Verhandlungssystem das Handeln auf all die Einzelnen, die an der Bildung eines Gruppenwillens beteiligt sind, reduzieren wollten. Das ist forschungspragmatisch unsinnig, und unnötig. Denn es gibt de facto Aggregationen von Individualhandeln, die man dann abstrahierend so behandeln kann, als ob man einem sozialen Gebilde Akteurqualität zuschreibt (bitte: das ist keine Seinsbehauptung, das ist eine Zuschreibung, wieder ein *labeling*). Akteurqualität lässt sich empirisch feststellen, sie lässt sich an Indikatoren festmachen. Dann kommt man etwa dazu, dass bestimmte internationale Organisationen hybride Gebilde sind: sie sind einerseits Verhandlungssysteme, intergouvernementale Verhandlungssysteme zum Beispiel – und das ist eben kein korporativer Akteur – und sie sind teilweise auf dem Wege zu einem korporativen Akteur, wenn sie nämlich in der Lage sind, als Ganzes einen Willen zu bilden, der sich gegenüber den einzelnen Mitgliedsregierungsvertretern durchsetzen kann, der für sie ein *constraint* darstellt. Die Einzelorganisation kann mehr zu dem einem Pol oder mehr zu dem anderen Pol gehen.

G.V.: Von einem korporativen Akteur als Akteur zu sprechen, ist erstens eine Zuschreibung, die sich an der Empirie bewähren muss. Und sie bewährt sich dann an der Empirie, wenn die einzelnen Menschen in der Organisation in dem, wie sie handeln, zu einem emergenten Prozess beitragen, der regelmäßig solche Ergebnisse zeitigt, dass die Korporation wiederum als berechenbar agierend –

und nicht irgendwas produzierend – wahrgenommen werden kann. Wenn das der Fall ist, geht's. Wenn's nicht der Fall ist, sollte man die Begrifflichkeit lieber sein lassen.

R.M.: Berechenbarkeit ist natürlich eine schöne Sache. Auch Organisationen handeln manchmal unberechenbar.

G.V.: Ich meine berechenbar im Sinne von theoriefähig. Das heißt: kann mal abweichen, aber üblicherweise handelt sie so und so. Sonst können wir darüber nichts sagen. Und in diesem Sinn, Frau Mayntz, denke ich, muss man bei aller Rede vom korporativen Akteur die individuelle Handlungsebene virtuell immer mitführen.

R.M.: Ja, aber nur virtuell. Nicht in jedem Punkt wieder runtergehen.

G.V.: Um Gottes Willen! Das erspart man sich, wenn man eine gute Theorie hat und die gute Theorie führt in diesem Fall zu sehr starken forschungspragmatischen Rationalisierungsgewinnen.

R.M.: Wir reden hier ja immer von der Mikrofundierung von Makrotheorien. Die ist absolut notwendig. Sonst fängt man an abzuheben. Auch eine Institution wie der Internationale Währungsfonds ist eine Institution auf der Makroebene, und in der Tat auch schon ziemlich weit auf dem Wege zu einem korporativen Akteur. Aber man muss genauer hinsehen. Wenn man sich die Analysen des IWF ansieht, dann sieht man ganz genau, wie eben doch die Vertreter bestimmter Länder einen speziellen Einfluss haben – nicht als idiosynkratische Individuen, sondern als Repräsentanten eines bestimmten Landes oder eines korporativen Akteurs. Bis zu dieser Ebene muss man runtergehen. Aber weiter nicht, indem man jetzt auch noch in die Untersuchung einbezieht, wie denn eigentlich die Meinungen dieser einzelnen Regierungsvertreter zustande kommen. Das wäre eine nächste Frage auf einer nächsten Ebene.

G.V.: Sehe ich das richtig, dass Sie Aggregatsfragen spannender finden als Mikroangelegenheiten?

R.M.: Ja, eindeutig ja! Was ich seit Dekaden spannend finde, ist genau der Aggregationsprozess, in dem Makrophänomene – die emergenten, das sind die einzigen, die mich interessieren – zustande kommen.

G.V.: Sollte man den Sozialwissenschaften in Zeiten gestiegenen Finanzdrucks und gesteigerter Rechtfertigungspflicht empfehlen, Relevanz im Makrobereich zu suchen?

R.M.: Relevanz liegt nicht nur da. Politisch gesehen liegt sie nicht nur da.

G.V.: Sollte man den Sozialwissenschaften überhaupt empfehlen, Relevanz als politische Relevanz zu suchen?

R.M.: Also ich bin ja nicht so für's Empfehlen.

G.V.: Auch die Implementationsforschung hat massenhaft empfohlen ...

R.M.: Ja, natürlich. Aber die Implementationsforschung wollte zunächst mal wissen: wie läuft das eigentlich? Und wenn Sie wissen, wie das läuft, dann können Sie – bestimmte Werte vorausgesetzt – daraus auch Schlussfolgerungen ziehen für das Handeln. Also Empfehlungen. Und das habe ich lange Zeit gemacht, in verschiedenen Beratungsgremien.

G.V.: Eben. Das blieb nicht unbemerkt.

R.M.: Aber am Anfang steht das Interesse daran, wie funktioniert das? Bei mir jedenfalls.

G.V.: Ja natürlich. Deswegen ist man ja im Wissenschaftssystem nicht dazu da, Empfehlungen aus dem Blauen zu machen. Aber jetzt wiederum auf das Fach oder auf den Fächerkomplex selbst bezogen: sollten die Sozialwissenschaften ihre gesellschaftliche Relevanz – also: dass sie wert sind, finanziert zu werden – belegen dadurch, dass sie politiknahe forschen oder mit Blick auf politische Beratung?

R.M.: Nein, das glaube ich nicht. Das wäre schon zu eng. Wenn wir jetzt große Teile der im Mikrobereich angesiedelten Soziologie nehmen, die bringen sehr oft Sachen, die zwar durchaus praktische Bezüge haben, weil sie real erlebte Probleme von Menschen aufgreifen, aber die Politik kümmert sich nicht darum und will darüber auch gar nichts wissen. Insofern wäre das eine Beschränkung, wenn man sagt: beschäftigt euch nur mit Sachen, bei denen die Politik was von euch hören möchte. Eigentlich haben ja die Sozialwissenschaften immer schon so eine Art Leuchtturmfunktion gehabt: ob ihr es hören wollt oder nicht, wir sagen euch jetzt mal, was Sache ist.

G.V.: An der These, dass die Politik vor allen Dingen das hören sollte, was sie nicht hören will, ist schon was dran?

R.M.: Ja, finde ich.

G.V.: Vielleicht können wir noch mal ganz kurz auf die Disziplinen untereinander zurückkommen. Mir fällt immer wieder auf, dass viele Soziologinnen und Soziologen – auch wenn man zu den Klassikern zurückgeht –, die etwas nicht-soziologisches studiert haben, merkwürdig erfolgreich sind. Ist das nicht seltsam?

R.M.: Ist das so?

G.V.: Weber war Jurist ...

R.M.: Ja, damals war ja auch kaum ein Angebot da für Soziologen.

G.V.: Luhmann war Jurist ...

R.M.: ... am Anfang, ja.

G.V.: Sie haben immerhin ...

R.M.: ... zuerst Chemie studiert.

G.V.: Woran liegt denn das? Nicht, dass Sie Chemie studiert haben, sondern dass zahlreiche Soziologen etwas anderes studiert haben.

R.M.: Ich glaube, in einer bestimmten Generation lag es einfach daran, dass das Fach gar nicht so angeboten wurde.

G.V.: Aber der übliche Weg damals war aus der Philosophie in die Soziologie.

R.M.: Aber ich meine, dasselbe könnten Sie sagen, wenn Sie in die Wissenschaftstheorie oder auch in die Wissenschaftssoziologie gehen und sich mal ansehen, woher die zum Teil kommen: oft aus irgendeiner Naturwissenschaft. Und wurden dann aufmerksam und sagten: aha, da sind ja noch Aspekte, die ich von dieser Herangehensweise gar nicht in den Griff bekomme, die interessieren mich aber. Rogers Hollingsworth, mit dem ich mal lange darüber gesprochen habe, meint, dass erfolgreiche kognitive Kreativität aus heterogenen Erfahrungen erwächst. Diese können wissenschaftlicher Natur sein, sie können auch biographischer Natur sein. Er hat es eher festgemacht an Biographien, dass man also zum Beispiel aus einer Minorität kommt, sei das eine rassische, eine ethnische, eine geographische. Ich sagte: das ist aber nicht nur das. Und selbst, wenn die Erfahrung von Heterogenität von der Herkunft her nicht drin ist, kann sie rein kognitiv entstehen, aus der Erfahrung mit verschiedenen Fächern. Hollingsworth meinte: ja, das stimmt.

G.V.: In dem Zusammenhang würde ich Sie gern noch zur Zukunft der Sozialwissenschaften fragen, nämlich zu der These, dass die Soziologie in einem gewissen Sinn zu erfolgreich ist. Ich meine damit, dass die Soziologinnen und Soziologen heutzutage in alle interdisziplinären Zusammenhänge mit hineingegeben werden. Als Aspekt eines Sonderforschungsbereichs, als Teilbereich in den unterschiedlichsten nicht-sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituten usw. Ich will nicht gerade sagen, als Schnittlauch auf der Suppe, aber eben auch. Das geht so weit, dass die Sorge auftritt: wenn das ein bis zwei Generationen so geht, waren zwar alle Absolventen hochgradig erfolgreich, aber das Fach kann sich nicht mehr reproduzieren. Sehen Sie das auch so?

R.M.: Das ist ja eine ganz alte Diskussion. Wir haben schon, als ich noch im Universitätsbereich war, darüber diskutiert, ob die Soziologie nicht in Wirklichkeit ein klassisches Nebenfach ist, ob sie überhaupt zu Recht und sinnvollerweise beanspruchen kann, ein Hauptfach zu sein. Gar ein Hauptfach, das man ganz allein studiert. Ob das in irgendeiner Weise Sinn macht oder ob es nicht wirklich sehr viel sinnvoller ist, Soziologie zu *dem* Nebenfach für ganz viele andere Fächer zu machen und keinen besonderen Grad in Soziologie mehr anzubieten.

G.V.: Wenn man diese Position radikalisiert, hebt sie sich selbst auf. Denn dann gibt es in fünfzig Jahren auch keine Nebenfächler mehr, weil niemand da ist, der sie ausbildet.

R.M.: Richtig.

G.V.: Und wie löst man das?

R.M. (lachend): Ich glaube, der Überlebensreflex der Soziologie wird schon dafür sorgen, dass sie nicht zum klassischen Nebenfach wird. Denn das weiß man ja: wenn wir nur noch Nebenfach sind, sind wir eine Nebensache, die man unter Umständen auch lassen kann. Also würden wir nicht mehr den Zulauf haben, also würden wir nicht mehr die Förderung haben und so weiter.

G.V.: Indem wir gerade jetzt das explizit machen, haben wir wieder mal aufgeklärt. Aber ganz ungefährlich ist das nicht, dass die Soziologie in einer Weise ausdünnt, flach wird ...

R.M.: Ich fände das im Übrigen gar nicht schlimm. Denn da ich ja in den Disziplinen nur etwas historisch kontingent Entstandenes sehe, was aus keiner inneren Notwendigkeit so sein muss, sondern was auch ganz anders abgegrenzt sein könnte, denke ich mir, dass, wenn die Fragen, die die Sozialwissenschaft oder die Soziologie an einen realen Gegenstand stellt, die Zusammenhänge, auf die sie ihr Augenmerk richtet, in anderen Disziplinen thematisiert werden und ein selbstverständlicher Bestandteil von ihnen werden – wenn die also wirklich sozusagen durchsoziologisiert werden, warum brauchen wir dann die Soziologie noch als separates Fach?

G.V.: Punkt! Das war gut! Vielen Dank für das Gespräch.